

„Manche hatten regelrechte Wolkenkratzer im Sinn“



Die Architekten Gregor
Schuberth und Christian Heiss
über ihr Konzept für den neuen
BUWOG-Standort

Interview: Chloé Lau

Die BUWOG ist umgezogen! In der Rathausstraße 1 findet sich nun das neue Zuhause des Wohnbauträgers, inklusive Kunden- und Verwaltungszentrum. Den Bau inmitten des historischen Wiener Rathausviertels verantwortete einerseits die ARGE Schubert und Schubert / Stadler Prenn / Ostertag (Architektur) und andererseits das Atelier Heiss (Interior). Wir haben mit Gregor Schubert (Vertreter der ARGE) und Christian Heiss (Eigentümer des Atelier Heiss) über den neuen Sitz der BUWOG gesprochen.

Chloé Lau Die BUWOG ist umgezogen und nun auf der Rathausstraße 1 vertreten. Was wollten Sie mit dem Gebäude für die BUWOG und das Wiener Stadtbild erschaffen?

Gregor Schubert Der Wettbewerb um das Projekt zog 2013 ziemlich viele Interessenten an: 145 Büros aus ganz Europa haben sich um die Gestaltung beworben, auch zahlreiche Wiener Büros. Immerhin ist die Lage hier im Rathausviertel eine für die Stadt bedeutsame und für Architekten, die die Stadt kennen, ein wichtiger und schöner Ort. Die Ausschreibung hat den Einsendungen recht viel Spielraum gestattet. Da waren die unterschiedlichsten Entwürfe dabei – viele, die in erster Linie auf Höhe zielten; manche hatten da regelrechte Wolkenkratzer im Sinn. Für uns – also neben Schubert und Schubert die Architekten von Stadler Prenn und Ostertag Architects – war relativ schnell klar, dass wir definitiv das Umfeld, den historischen Kontext und die umliegenden Gebäude respektieren wollen. Die These war, ein zeitgenössisches, andauerndes Gebäude zu entwerfen, das gleichzeitig in die Szenerie an der „Zweierlinie“ passt. Auf Basis einer morphologischen Studie aus der Gründerzeit erfuhren wir viel über die damals gesetzte Parzellierung und wollten diese alten Blöcke aufgreifen, die axialen Fluchtlinien des Viertels verstehen und wiederherstellen. Das zu studieren ist spannend: Die Fluchtlinien zeigen, dass für die jeweiligen Gebäude – Burgtheater, Rathausurm et cetera – bestimmte Privilegien bei der Planung vorgesehen waren. Insofern wollten wir es auch anders als das Vorgängergebäude machen: Harry Glück hatte hier 1980 einen Glaswürfel am Rathauscarrée erschaffen, welcher zum Rechenzentrum der Stadt Wien wurde. Und davor war an diesem Standort ein Kino; „Doktor Schiwago“ lief fast ein ganzes Jahr lang. (lacht)

Es herrschte damals in den 80er-Jahren ein Trend innerhalb der Architektur, bei dem Gebäude sich gänzlich von ihrer Umgebung loslösten. Das Gebäude an der Rathausstraße 1 unterlag ja einer doppelten Infragestellung: Die städtebauliche Einbindung wird heute anders beurteilt und das Innere war kaum sinnvoll nachzunutzen. So war es etwa nicht möglich, die Hälfte der Räumlichkeiten mit natürlichem Licht zu durchfluten. Auch die Raumhöhen und die Energieversorgung entsprachen nicht den heutigen Standards. Die Einfahrtsrampe und eine Schlitzwand sind geblieben, alles andere wurde abgerissen. Wir wissen ja heute glücklicherweise auch ein bisschen mehr als damals, wenn es um technische Aspekte, Energieeffizienz oder Langlebigkeit geht. Gebäude werden offener und flexibler gestaltet. Uns ist klar, dass Lösungen mit Fortbestand nicht exakt in Beton gegossen werden können, das spiegelt hoffentlich auch dieses Bürogebäude wider. Und sollte es in 50 Jahren überarbeitet werden, so hoffen wir dennoch, dass ein großer Teil übernommen und erhalten werden kann.

CL Wie wurde synchron dazu die innere Funktionalität des Bürogebäudes entworfen und realisiert? Wie gelang es, ein erfolgreiches Zusammenwirken der äußeren Struktur und der Innenräume zu schaffen?

Christian Heiss Stellen wir das Interior für ein Projekt, so ist es uns wichtig, sowohl die Architektur als auch die Bedürfnisse im Innenleben eines Baus zu verstehen. Ich merke schon, dass diese zwei Komponenten gegenwärtig – und vielleicht auch verbunden mit wirtschaftlichen Notwendigkeiten – immer wieder voneinander getrennt werden, doch man muss ein Gebäude verstehen. Das ist wichtig, denn je besser man ein Gebäude kennt, desto besser wird es funktionieren. Grundrisse hat man schnell einmal durchblickt; analysiert man das Gebäude grundlegend und auch im historischen Kontext – fast schon archäologisch –, so bekommt das Ganze einen Tiefsinn. Idealerweise ist man auch als Interior-Architekt früh bei einem Neubau eingebunden. Das war hier absolut der Fall, die BUWOG erwies sich als äußerst engagierter Partner. Dieses Echo und den Diskurs haben wir gesucht, viele Fragen gestellt, viele Lösungen gemeinsam erarbeitet. Die bereits angesprochene Flexibilität ist eine wichtige Qualität, die wir auch im Inneren wiedergeben wollten: die hohen Decken in allen Nutzungsbereichen – in den



Räumlichkeiten dieses Stockwerks sind sie circa drei Meter hoch –, die Zugänglichkeit im Foyer von mehreren Seiten, genauso wie die einfache Zerstückelung von Flächen. Die Luft zirkuliert überall wunderbar. Das zentrale Bauelement Glas hat natürlich auch einen klimatischen Effekt: Einerseits sind angenehme Bürogebäude ohne ausreichend Fensterverglasung heute unvorstellbar. Andererseits birgt das Material Glas in der richtigen Ausführung auch seine Vorteile als Schallschutz oder Wärmedämpfer. Auch die großzügige Cafeteria könnte man beispielsweise gänzlich abkoppeln und neu denken. Sollte die BUWOG weiterwachsen und noch mehr Mitarbeiter beherbergen müssen oder Untermieter dazuholen wollen – da wären wir wieder beim Thema Wolkenkratzer (lacht) –, so ist das alles recht gut möglich, da flexibel gebaut wurde.

Ein Kompliment an dieser Stelle auch an meinen Kollegen Gregor Schuberth, denn das Gebäude ist wirklich sehr gut und komplex. Wir mussten für die innere Belegung kaum Gegebenheiten adaptieren, damit sie funktionieren. Der Bau spricht auch durch seine Fassade

zu Betrachten, mit einem Fassadenkleid von gleich großen Glastafeln, die sich immer über zwei Etagen strecken. Durch diesen Skelettbau war eine Strukturierung auch einfach durchzuführen.

CL Wie sehen Sie Ihre gesellschaftliche Rolle als Architekten, etwa wenn Sie Gebäude wie dieses bauen? Was macht Ihren Beruf aus?

CH Ich habe an der TU Wien studiert und dann auch relativ früh, 1997, mein Büro gegründet. Das Atelier Heiss habe ich anfangs ziemlich stark über Interior-Aufträge aufgebaut, in den letzten 15 Jahren bin ich aber auch immer stärker in die tatsächliche Architektur gerückt. Das ist schon noch einmal spannender – man entwirft ja Werke, die beinahe für die Ewigkeit gemacht sind; Häuser, die jahrhundertlang stehen respektive stehen sollen. Mir ist es wichtig, Freiheit zu haben, das gilt auch bei der Auswahl meiner Projekte. Ich sehe mich als Architekt auch als Dienstleister – es gibt ja Kollegen, die den Dienstleistungsaspekt parallel zur künstlerischen

Freiheit nicht annehmen wollen, aber ich brauche auch das Vertrauen der Auftraggeber: das Vertrauen in die Expertise und in die Feinstofflichkeit, die wir leben. Erfreulicherweise passen die Verbindungen auch meistens, ich lehne Projekte nur aus Kapazitätsgründen ab und spüre kaum Schwierigkeiten auf zwischenmenschlicher Ebene mit Kunden. Im Endeffekt wollen wir die Menschen ja glücklich machen. Natürlich greifen sich manche Leute an den Kopf, wenn sie erfahren, in welcher Detailtiefe wir untereinander im Büro diskutieren, aber diese Freiheit und diesen Anspruch brauche ich in meinem Tun.

GS Ich glaube, da sind wir teilweise insofern ähnlich, als unsere Auffassung des Berufs eine methodische und insofern manchmal auch traditionelle ist. Die Zunft der Freiberufler ist eine spezielle, insbesondere der Berufsstand Architekt, der immer versucht, künstlerisch zu sein und gleichzeitig Dinge zum Gebrauch herzustellen – was mit Dienstleistung zu tun hat. Für beide Seiten findet man ja auch immer wieder Argumente, und beides steckt tief in einem drinnen. Dieses Sein lässt sich wohl am besten mit Idiosynkrasie beschreiben. Wir beim Atelier Schubert und Schubert, welches ich seit 2005 gemeinsam mit meiner Schwester führe, haben darum auch einen Hang zur Zusammenarbeit mit anderen Handwerkskünsten und Familienbetrieben, die durch traditionelle, detailreiche Verfahren außergewöhnliche Qualität erzielen.

CH Zugleich – und das ist eine ewige Diskussion – sind wir keine Künstler per se. Wir sind Architekten. Was Kunst ausmacht, ist, dass sie primär zweckbefreit ist: Ein Maler kann mit seinem Gemälde ausdrücken, was er möchte, er ist ganz frei. Ich weiß schon, dass ich all meine Projekte auch mit 30 bis 40% weniger Arbeitsstunden vollbringen könnte. Auch das zeichnet uns Architekten aus: Man könnte jetzt meinen, das sei verlorenes Geld, doch wenn man so für seine Tätigkeit brennt, kann man einfach nicht anders. Fehlende Passion oder zu wenig Engagement findet man unter uns kaum – dafür ist das Berufsethos zu stark.

CL Wie zeigt sich der architektonische Wandel im Lauf der Zeit? Was muss man in der Branche bedenken, um in Zukunft erfolgreich zu sein?



GS Wir gehören wahrscheinlich einer Generation an, für die sich der Beruf verändert hat, vergleicht man ihn zum Beispiel mit unserer Elterngeneration. Architekturbüros als Architekturfirmen setzen sich zunehmend durch, das Arbeiten als individueller Freiberufler ohne ein Team im Rücken ist heute kaum mehr möglich. Gibt es heute noch frei arbeitende Architekten, die sich als EPU's führen, so stehen diese vermutlich für eine ganz bestimmte Nische oder sind radikal künstlerisch frei arbeitend.

CH Ich glaube auch, dass Spezifizierung ein großes Thema ist. Früher war man als Architekt auch noch in der Bauaufsicht oder der Bauphysik involviert, musste „allwissend“ sein. Heute eignet man sich immer mehr eine bestimmte Expertise an – was notwendig ist, da das Gegenüber diese auch immer deutlicher einfordert. Das konstante Ausbilden von Experten, die wir ja sind, ist sehr wichtig. Jeder hat das Recht, in der Architektur mitzureden, aber vieles kann man ohne die Ausbildung eben auch nicht sehen oder verstehen. Ich mit meinem Fokus auf Wohnen, Büros und Hotels würde beispielsweise nie

ein Krankenhaus entwerfen. Das ist ein hochkomplexes Vorhaben – Wissen und Erfahrung müssen tief im Bauch des Architekten sitzen.

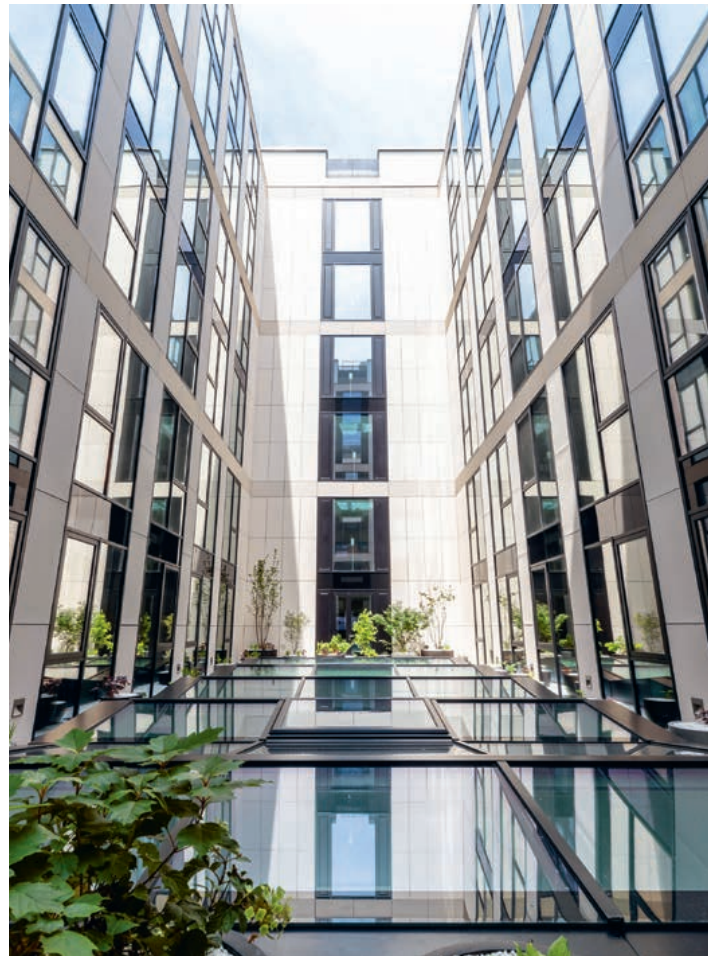
GS Ein Gegenentwurf wäre wohl die Idee des beweglichen Generalisten und auch des geübten Dilettanten – mit der Freiheit, zu spielen und zu entwerfen. Es stimmt, auch wir stellen uns immer wieder die Frage, wo man sich noch stärker hinbewegen und spezialisieren kann. Gleichzeitig muss man eine gewisse Bandbreite sicherstellen können, immerhin war und ist die Ausbildungsform ja auch eine eher generalistische. Was dazugekommen ist für die nächste Generation sind technische Fortschritte, etwa 3D-Programme und die Vernetzung der Information. Das ist genuines Architektenkönnen, da ist niemand so gut wie wir.

CH Wobei das so eine Sache ist mit 3D. Ich finde es eigentlich sehr schön, mein Studium noch am Reißbrett verbracht zu haben. 3D, das hieß bei uns, perspektivisch mit einem Stift auf Papier zu zeichnen. Ich bin der Überzeugung, dass sowieso alles im Kopf passieren muss. Eine Idee habe ich in ein paar Sekunden skizziert, zudem ist der Computer viel langsamer als eine geübte Hand.

CL Mit Blick aus dem Fenster: Wie gestalten Architektur und Bauen die Welt von morgen? Was wird sich noch verändern?

CH Klar ersichtlich ist, dass wir in einer globalisierten, vereinheitlichten Welt leben. Die Auswirkungen sind zum einen, dass es kaum noch Stilvorgaben gibt, und zum anderen, dass die Architektur in einem uniformen Stil daherkommt.

Früher konnte man ein Wiener Fenster klar vom Grazer oder gar Berliner Fenster unterscheiden. Das internationale Zusammenkommen hat natürlich auch schöne Seiten – die Menschen bewegen sich aufeinander zu. Rein architektonisch betrachtet hat diese Einheitlichkeit aber auch ihre schlechten Seiten; charakteristische und stadtspezifische Merkmale gehen verloren. Im Vergleich zu den Gründerzeithäusern werden heutzutage leider auch viele „laute“, auffällige Gebäude erschaffen, die ein klares Statement setzen, dass ihnen die Umgebung ziemlich egal ist.



GS Und genau das wollten wir mit dem Bau des BUWOG-Gebäudes an der Rathausstraße vermeiden. Die Architekturwelt von heute ist natürlich auch pragmatischer geworden, und insbesondere die junge Generation ist sehr wirtschaftsorientiert und unternehmerisch denkend. Was mir fehlt – und vielleicht liegt es auch an der gegenwärtigen Wettbewerbsmaschinerie und dem Hetzen nach Ausschreibungen –, ist die Neugier für Theorie. Theoretische Fundiertheit, das Konzeptionieren und der akademische Hintersinn wurden früher stärker berücksichtigt. Vielleicht bleibt dafür heute aber auch einfach keine Zeit mehr.

Gregor Schubert führt – gemeinsam mit seiner Schwester Johanna – das Wiener Architekturbüro Schubert und Schubert. Er ist Vertreter der ARGE Schubert und Schubert / Stadler Prens / Ostertag, die die Architektur des BUWOG-Sitzes verantwortete.

Christian Heiss ist Gründer und Geschäftsführer des Atelier Heiss. Er gestaltete das Interior-Design des neuen BUWOG-Sitzes.